

# Tote oder lebendige Schweiz?

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **16 (1932)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419705>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Tote oder lebendige Schweiz?

Wir haben in der letzten Nummer Herrn Dr. Paul Lang, den Verfasser des so betitelten Buches, eingeladen, uns an einigen Beispielen zu zeigen, wie „die lateinische Seele unter der Verdeutschschweizerung unseres Staatslebens Schaden gelitten“ habe; denn das einzige Beispiel, das er anführte (der welsche Ingenieur mit den deutschen Fachausdrücken!) würde zu wenig beweisen, auch wenn es zuträfe. Darauf erhielten wir von Herrn Dr. Lang folgende Antwort:

Rilchberg, 17. Sept. 32.

Sehr geehrter Herr Redaktor,

Ich nehme an, daß es Ihnen, trotz Ihres kleinen stipendiantischen Ausfalls um eine sachliche Auseinandersetzung zu tun ist. Wenigstens deutet Ihr Begleitbrief darauf hin, wenn auch nicht die Richterfreude, die am Anfang Ihres Artikels über mein Buch „Tote oder lebendige Schweiz?“ durchblitzt. Sachlich diene folgendes:

Ausgangspunkt meiner Paritätsforderung war die tiefe Sorge um die innere Festigkeit unseres Staates. Diese Sorge hat mich seit Kriegsbeginn nicht verlassen, wo mir die Verschiedenheit der Mentalität zwischen Deutsch- und Welschschweizern während meines achtmonatigen Aktendienstes als Soldat in einem waadtländischen Bauernbataillon zum unauslöschlichen persönlichen Erlebnis geworden war. Seither hat ein Teil meiner Lebensarbeit der Ueberbrückung dieses Gegensatzes gehört. Weil der erste Schritt dazu seine Anerkennung ist, folge ich gerne Ihrem Wunsch nach weiterer Belegung. Leider haben sich die Verhältnisse in letzter Zeit wesentlich verschlechtert. Während des Krieges waren eine Anzahl Mitglieder der Neuen Helvetischen Gesellschaft sowohl in der welschen wie in der deutschen Schweiz bei der Ueberbrückung des „geistigen Grabens“ tätig. Die Seippel, Bovet, Bouvier, de Reynold beherrschten und beherrschen außer dem Französischen nicht nur das Deutsche, sondern auch das Schweizerdeutsche. Sie haben auch ihren Nachkommen früh die Möglichkeit gegeben, sich an deutscher Art zu sättigen. Das Gleiche gilt noch für die Kohler und Clerc. Es gilt nicht mehr für die intellektuelle Generation zwischen zwanzig und vierzig. Die Neue Helvetische Gesellschaft, deren Nachwuchs überhaupt gefährdet ist, besitzt in welschen Landesteilen fast gar keine jüngeren Mitglieder aus Akademikerkreisen. Von den führenden Mitgliedern der einflussreichen nationalistischen Vereinigung „Ordre et Tradition“ in Lausanne liest ein einziges unsere Sprache. Die deutsche Schweiz hat sich allerdings bisher nicht bemüht, dieser Bewegung, die sie kurzerhand als utopisch abtut, wirklich gerecht zu werden. Es ist zwar nicht zu bestreiten, daß einige ihrer politischen Forderungen niemals eine Aussicht haben werden, verwirklicht zu werden. Dennoch sollte nicht übersehen werden, daß die Schriften von „Ordre et Tradition“ bereits das erste Duzend überschritten haben (Imprimerie Henri Moulin, Lausanne), und daß ihre Wochenchrift „La Nation“ in stetigem Aufstieg begriffen ist. Da „Ordre et Tradition“ im Gegensatz zu „Ordre national politique“ (Genf) als politische Partei bisher nicht aufgetreten ist, kann man freilich ihre äußere Erfolgschance nicht messen. Ihre unterirdischen sind um so bemerkenswerter. Mögen die extremsten Formulierungen des waadtländischen Föderalismus, wie sie sich besonders deutlich in der Schrift „Essai sur le gouvernement personnel“ von Marcel Regamey finden, auch vom Durchschnittswaadtländer selber lächelnd abgelehnt werden, im großen ganzen ist er durchaus der Meinung dieser aktiven Gruppe und hat das auf dem Felde praktischer Politik durch seine Stellung zum Strafrecht und zur Altersversicherung klar gezeigt. Es handelt sich aber nicht nur um die Waadt. Es handelt sich auch um Genf, dessen alteingesessene Bürgerschaft, protestantischer und deutscher Art offen, innerhalb des kantonalen Staatswesens nur noch eine numerisch schwache Schicht darstellt, während das Gros eingewanderte Franzosen, Italiener, Waadtländer und Deutschschweizer bilden. Zugegeben: deutsches Wesen ist dort im Vordringen begriffen. Die Zehntausende von Deutschschweizern, die in und um Genf ansässig sind, haben Professor Bohnenblust die Basis für seine „Gesellschaft für deutsche Sprache und Kultur“ geschaffen. Aber auch französische und katholische Denkart (im Gegensatz zur genferischen) gewinnt andauernd an Boden. Und der Stärke gerade dieser beiden letzteren Beeinflussungen entzieht sich der Nachwuchs der alten Genfer Familien nicht. Endlich aber Neuchâtel. Gerade durch das wirtschaftliche Vordringen des deutschschweizerischen Elements in Landwirtschaft und Handel ist dort im einheimischen gebildeten Bürgertum in den letzten Jahren eine sehr energische Reaktion entstanden, deren Hort die Universität, deren Hauptvorsitzender Professor Lombard ist. Auf seine Formulierungen, besonders in der Schrift „Une terre, une langue“, gehen die von mir erwähnten Beispiele der Verdeutschschweizerung welschen Lebens zurück. Da deren Vermehrung erbeten wird, sei beigelegt, daß Lom-

bard den Prozeß der Durchdringung welscher Landesteile durch den deutschschweizer Geist mit der Osiose vergleicht. Ein Volk hat nach ihm nur dann das Recht, eine Stimme zu besitzen, wenn das, was es zu sagen hat, aus seinem eigenen Innern kommt, das ist aus der Gesamtheit seiner Gewohnheiten, die ihm aus der Gemeinschaft seiner Sprache und seines gesellschaftlichen Zusammenlebens (civilisation) erwachsen. Außer durch die z. T. durchgeführte, z. T. drohende Vereinheitlichung des Rechtes ist nun aber die kantonale Sonderart auch durch die eidgenössischen Kompetenzen im höheren Unterrichtswesen stark beeinträchtigt. Diese sind nämlich so sehr ausgedehnt worden, daß sie auf einigen wichtigen Gebieten die kantonalen vernichtet haben. (Les compétences fédérales, en matière d'enseignement secondaire, ont été étendues au point d'annuler, sur certains points importants, celles des cantons.) Lombard ist überzeugt, daß die bleke Tatsache einer gewissen Zweisprachigkeit im Grunde verhängnisvoll ist, und daß kein wertvoller Geist es je vermocht habe, die Ueberlegenheit der „culture mixte et de bilinguisme“ theoretisch oder praktisch zu beweisen. Im Gegenteil: Lombard will die Vielfältigkeit der Einflüsse, denen der welschschweizer Schriftsteller ausgesetzt ist, für eine gewisse Unbeholfenheit, worüber er sich selber beklage, verantwortlich machen. (Que de fois les écrivains romands se sont-ils plaints de leurs hésitations, de leurs lenteurs, résultat des influences contraires qui traversent leur esprit.) Aus kulturellen Erwägungen heraus fordert demnach auch er das Zurückbiegen auf sich selbst, das „désintéressement“ am eidgenössischen Gemeinschaftsleben, wie es die jungen Waadtländer mit politisch-historischer Begründung fordern. Wir haben die Tatsache vor uns, daß in allen rein welschen Kantonen heute ein äußerst aktiver Föderalismus die junge Intelligenz beherrscht, der umso gefährlicher ist, als er sich politisch genau gleich scharf äußert wie kulturell. Er ist im Begriff, die gesellschaftlich führenden Kreise vollständig zu erobern. Diese Erscheinung ist ein Novum und steht im äußersten Gegensatz zur Geisteshaltung der maßgebenden Welschschweizer im vergangenen Jahrhundert, die fast ohne Ausnahme von der deutschen Schweiz und Deutschland mindestens so sehr beeinflusst waren wie von Frankreich. (Madame de Staël, Bridel, Rambert, Amiel, Loepffer, Binet u. a.) Der letzte ausgesprochene Vertreter dieser Richtung ist vielleicht Gonsague de Reynold. Aber gerade seine Rückkehr nach Freiburg ist symptomatisch. Die zur geistigen Autokratie entschlossene Waadt mit Ranuz, mit der „Nation“ und „Aujourd'hui“ beherrscht die Stunde. Die Epoche der zweisprachigen Vermittlungsliteraten scheint vorüber zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, die tieferen Gründe dieses Wandels auszubreiten. Ebenjowenig dabei zu verweilen, daß mein Vorschlag der absoluten Parität, soviel ich bis jetzt feststellen konnte, bei den Welschen selber so wenig Gegenliebe gefunden hat wie in Ihrem Organ. Ein führendes Mitglied von „Ordre et Tradition“ hat sich auf alle Fälle schon sehr deutlich dagegen ausgesprochen. Aber ich habe ihn auch nicht zuhanden einer dies Jahr stattfindenden Volksabstimmung gemacht. Die Sorge, die mich seit 1914 bedrückt, ob wir ein Volk seien oder ein Konglomerat von Volkstümpeln, ist heute jedenfalls nicht geringer geworden. Möglich, daß erst eine drohende Zukunft darauf eine vielleicht nicht sehr erfreuliche Antwort zu geben vermag.

Paul Lang.

Wir haben uns erlaubt, diese Antwort in Kleindruck zu setzen, weil sie . . . keine Antwort ist. Wo sind die gewünschten Beispiele? Alle Achtung vor der waterländischen Gesinnung des Verfassers, die ihn so schwere Sorgen empfinden läßt! Richtig und wichtig sind wohl auch die Hinweise auf die föderalistischen Bestrebungen im Welschland und auf den Unterschied zwischen der alten und der jungen Führungsschicht, aber wo sind die Beispiele? Aus Lombards Schrift „une terre une langue“ habe er keine Beispiele genommen, aber es war ja nur eins und dazu ein schwaches. „Da deren Vermehrung erbeten wird, . . . aha, denkt der Leser, jetzt kommen sie! Aber was kommt? — Daß Lombard die Verdeutschschweizerung mit einer Osiose vergleicht! Ist das ein Beispiel? Und ist ein Vergleich ein Beweis? Gewiß, die Vereinheitlichung des Rechtes ist teils schon durchgeführt, teils „droht“ sie noch, aber: was ist an diesem Recht nicht recht? Wir haben das letzte Mal auf zwei Verdeutschschweizerungen im Rechtswesen hingedeutet (auf die Unterhaltspflicht des unehelichen Vaters und auf den Singvogelschutz), aber Lang geht mit keinem Wort darauf ein. Er beklagt die Vermehrung der eidgenössischen „Kompetenzen“ im höheren Schulwesen, aber er bringt kein

Beispiel dafür, daß dabei ein kostbares kantonales Kulturgut verloren gegangen wäre. Wenn die mehrheitlich protestantische eidgenössische Maturitätskommission den katholischen Gymnasien vorschreiben wollte, nach welchen Lehrbüchern der Unterricht in Geschichte oder Naturwissenschaft erteilt werden müßte, oder wenn diese mehrheitlich deutschschweizerische Kommission von den welschen Mittelschulen eine Erhöhung der Deutschstunden verlangte, das wären Vergewaltigungen, aber solcher Beispiele bringt Lang kein einziges; er wiederholt nur die allgemeinen Klagen seines Propheten Lombard. Wenn dieser die Ueberlegenheit von Mischkultur und Zweisprachigkeit bezweifelt, so hat er recht; wir tun das auch; aber daß er die sprachliche Gewandtheit der welschen Schriftsteller fördern will durch das „désintéressement“ am eidgenössischen Gemeinschaftsleben“, das ist denn doch etwas stark. Ein dem Schriftsteller naheliegenderes Feld eidgenössischen Gemeinschaftslebens pflegt z. B. die Schweizerische Schillerstiftung, die (laut dem letzten Jahresbericht) an großen Preisen, Ehrengaben zur Auszeichnung literarischer Verdienste und Preisen für einzelne Werke bis jetzt nur 63% für deutsches Schrifttum ausgegeben hat, während die Deutschschweizer bekanntlich 71% ausmachen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Minderheiten in anständiger Gesellschaft etwas besser wegkommen (in der Welt draußen ist es freilich meist anders); wir wollen an den paar Hundertsteln nicht mäkeln, sondern damit nur sagen, daß der mehrheitlich deutsche Aufsichtsrat der Stiftung der lateinischen Schweiz eher etwas zu viel zuhalte als zu wenig. Woher aber nimmt er die Mittel? Die ständigen Unterstützungen durch Kantone und Gemeinden verteilen sich ziemlich genau im Verhältnis der Sprachgenossen auf die deutsche und die lateinische Schweiz, in der „Geschenktafel“ aber, die alle 99 Franken übersteigenden Schenkungen dieser ersten 26 Jahre enthält, da ist die welsche Schweiz merkwürdig bescheiden vertreten. Die italienische und die romanische zusammen haben mehr geschenkt als die französische, und die deutsche Schweiz 95%! Wenn unsere welschen Schriftsteller infolge deutschschweizerischer Einflüsse in ihrem Sprachvermögen an Hésitations und lenteurs leiden, am Empfang dieser zum weitaus größten Teil aus der deutschen Schweiz stammenden Gelder haben diese Hésitations und lenteurs sie noch nie gehindert; diese „Hemmungen“ haben bis jetzt erst die welschen Gönner des schweizerischen Schrifttums ergriffen. Bedauern das die Herren Lombard und Lang? Und ist der Neuenburger Professor Lombard vielleicht auch für ein „désintéressement“ am eidgenössischen Gemeinschaftsleben“ auf dem Gebiete der Uhrenindustrie? Interessiert er sich nicht für die eidgenössische, also mehrheitlich deutschschweizerische Unterstützung? Es ist ja peinlich, derartige Dinge erwähnen zu müssen, aber wenn geklagt wird, so wird man vor allem einmal den Tatbestand feststellen dürfen — und müssen. Und glaubt Herr Dr. Lang wirklich, wenn die Welschen einmal zu ihren zwei gewährleisteten Bundesräten noch einen welschen Landammann hätten, so würden in Genf weniger Franzosen, Italiener, Waadtländer und Deutschschweizer einwandern?

Wir bedauern, feststellen zu müssen: Herr Dr. Lang ist uns die Beispiele schuldig geblieben.

## Aus einem Brief.

Ihre Ausführungen über das Wort „Steig“ in der vorletzten Nummer der „Mitteilungen“ (Brachmonat 1932) veranlassen mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich für den Ausdruck „trottoir“ das Wort „Fußsteig“ brauche. Ich habe das Wort in meiner Knabenzeit aufgefangen von einem unserer Gärtner, und es ist seither in meinem Gedächtnis haften geblieben.

Mögen Sie mir erlauben, bei dieser Gelegenheit an einige frühere Schaffhauser Ausdrücke zu erinnern: über die Bahnhofanlagen führte nicht eine „Passerelle“, sondern ein Steg. Zum Turbinenhaus bei den „Lächen“ wurde nicht eine Brücke erstellt, sondern ein Steg. Zu der Tonwarenfabrik gegenüber Gurlingen führte nicht eine Brücke über den Rhein, sondern ein hölzerner Steg. Bei Steckborn, Mannenbach und Staad am Untersee landete das Dampfboot an Landungsstegen und nicht an Brücken und Molen.

Die Häfen des Bodensees in Konstanz, Meersburg, Friedrichshafen, Lindau und Bregenz waren umgeben von Hafendämmen. Heute nennt man das: die Mole.

In den „Basler Nachrichten“ fällt mir auf, daß sie für die verschiedensten Dinge das Wort „bassin“ gebrauchen. In meiner Familie brauchte man dieses Wort nicht, sondern man hatte dafür verschiedene deutsche Wörter. Z. B.: aus der Brunnenröhre stürzte das Wasser in den Fischtrög, von diesem floß es in zwei hölzerne Tränktröge, und von diesen floß es ab in den Ententeich. Unser Nachbar hatte in seinem Ziergarten einen reizenden Teich angelegt mit zwei Buchten. In einem anderen Nachbargute hatte für uns Knaben ein tiefer Fröschteich mit Salamandern und Molchen eine unüberwindliche Anziehungskraft. In der Tropfsteingrotte meines Onkels tropfte das Wasser nicht in ein „bassin“, sondern in ein Becken mit Wasserpflanzen und Goldfischen. Das Wasser des Springbrunnens fiel nicht in ein „bassin“, sondern in ein Wasserbecken oder in mehrere gestufte Becken. — Was die „Basler Nachr.“ eine „Piscine“ nennen, das nennt man in Schaffhausen: „Schwimmbad“. Was heute ein Trinkwasserreservoir heißt, das nannten mein Vater und mein Großvater: Wasser-speicher. Unser Gut erhielt das Trinkwasser aus dem „Lahnspeicher“.

Früher redete und schrieb man nicht von Niveauübergängen, sondern man hieß das „Bahnübergang“; fuhr ein Zug vorbei, so wurde er abgesperrt durch „Schlagbäume“ (heute schreibt man Bahnbarrieren), und neben dem Schlagbaum stand das ehrwürdige „Wirtshaus zum Schlagbaum“.

B. Freuler, Pferten.

## Briefkasten.

Wir erhalten folgenden Brief:

Geehrter Herr Briefkasten! Am Radio wird jeden Tag bei der Angabe des Zeitzeichens Neuenburg von den Sprechern des deutschschweizerischen Landesenders Neuchâtel genannt.

Die schweizerische Depeschagentur in Bern versteht jeden Tag am Radio den Nachrichtendienst. Dabei wird meist das Deutsche mit vielen entbehrlichen Fremdwörtern durchsetzt. Wie ich es selbst wiederholt bemerkt habe, kommt es sogar vor, daß diese Nachrichten von einfachen Leuten wegen der vielen Fremdwörter gar nicht verstanden werden.

Kann da der Deutschschweizerische Sprachverein nicht Abhilfe schaffen?

Ein Mitglied.

Wir wollen sehen!